



Leseprobe

Bettina Weiguny, Georg Meck
Wirecard

Das Psychogramm eines
Jahrhundertsandals - Das
Buch zum Doku-Drama auf
TV Now

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 400

Erscheinungstermin: 29. März 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Wir müssen das Geld suchen!« Wirecard-Chef Markus Braun, Juni 2020

Der Wirecard-Skandal ist einmalig in der deutschen Wirtschaftsgeschichte – ein einziger großer Fake. Wie konnte es zu diesem filmreifen Bankrott eines Dax-Konzerns kommen? Wer sind die Köpfe hinter dem Betrug? Wer muss dafür büßen? Und warum ist das weltumspannende kriminelle Netzwerk erst nach so langer Zeit aufgefliegen?

Die Journalisten Bettina Weiguny und Georg Meck - beide federführend an der UFA-Verfilmung des Wirecard-Skandals beteiligt - entwerfen das Psychogramm eines Jahrhundertsskandals. Sie forschen nach den Motiven der Protagonisten, sprechen dazu frühe Vertraute der österreichischen Hauptdarsteller Markus Braun und Jan Marsalek, lassen Wegbegleiter wie Gegner zu Wort kommen, analysieren das Versagen von Politik und Behörden. Die Autoren folgen der Spur des Geldes, von Wien nach Aschheim und von dort hinaus in die Welt; nach Singapur, Manila, New York. Ihre rasante Fallstudie bietet Einblick in eine schillernde Welt von Glücksrittern und Geheimdiensten, halbseidenen Geschäftemachern und gutgläubigen wie gierigen Aktionären. Mit Hilfe von Augenzeugen rekonstruieren sie die dramatischen Stunden des Untergangs.

Am Ende stehen die Lehren aus diesem unglaublichen Fall: Was muss passieren, damit so etwas nicht nochmal passiert?

Bettina Weiguny/Georg Meck

WIRECARD

Das Psychogramm
eines Jahrhundertskandals

GOLDMANN

Inhalt

Vorwort 9

Der große Fake 13

Die zweifelhaften Visionen des Doktor Braun 19

Die wahren Gründer 40

Jan Marsalek: ein Strizzi aus Wien 50

Der Aufstieg aus dem Rotlichtviertel 62

Die Mallorca-Connection 62

»Dann setzte es Ohrlaschen.« 80

Der Sündenfall mit der Zockerbude 90

Unter Geldwäschern 97

Wozu braucht Wirecard eine eigene Bank? 97

»Die wollten uns die Knochen brechen.« 100

Die Tarnung mit den Blumenläden 105

»Ich will nie wieder in den Knast.« 113

Drittpartner und Treuhänder -

die Masche der Plünderer 121

Die Komplizen in Asien	142
Edo K. und der Kampf gegen die Whistleblower	142
»Wir waren der erste Dominostein.«	153
Herr Shan und die Treuhandkonten	157
Der YouTube-Star und die Milliarden	164
Abenteuer in Manila	171
Die Klassenfahrt der Wirtschaftsprüfer	171
»Die haben meine Identität gestohlen.«	184
Tod unter Palmen	188
»Eine Leiche besorgen ist bei uns nicht teuer.«	194
Scharmützel mit den Shortsellern	199
Der Angriff der Spekulanten	199
»Eine Schande für Deutschland.«	205
Der Showdown mit den Wirtschaftsprüfern	211
Das Ringen mit KPMG	211
Montag, 27. April 2020	219
Dienstag, 28. April 2020	221
Der Notruf von EY	226
Der große Knall	232
Achtundvierzig Stunden in Aschheim	232
»Auch andere hätten die Hinweise sehen können.«	246
Party, Party, Party – gemeinsam feiern, gemeinsam untergehen	253
Meine Rolex, deine Rolex	253
Der organisierte Dilettantismus	259
Der Kater nach dem Rausch	267
Der Sturz des Alleinherrschers: »Wirecard bin ich«	273

Geld, Macht und Sex: Das Doppelleben des Jan Marsalek	286
Im Schattenreich	286
Mafia-Methoden	299
Liebe und Diamanten	306
Die Ösi-Connection	317
Wien, die Welthauptstadt der Spione	317
»Eine Miliz mit 20.000 Mann.«	327
»Projekt Panther« und die Rolle der Deutschen Bank	333
Unter Opfern	341
Die Tränen der Aktionäre	341
»Der Staat hat uns das Geld weggenommen.«	346
Die Frage nach der Schuld	350
Das Organversagen von Vorstand und Aufsichtsrat	350
Die Wirtschaftsprüfer – mit Blindheit geschlagen	357
Die Blamage der Banken	360
Das Desaster von Finanzaufsicht und Politik	363
Der Herdentrieb von Investoren und Analysten	367
Wie wird man kriminell? Auf der Suche nach dem Motiv	372
Und was lernen wir daraus? Ein Fazit in zehn Thesen	383
Abspann	390
Wirecard im Zeitraffer – eine Chronologie	393

Vorwort

»Das Erfundene kann nie mit der Wirklichkeit Schritt halten.« Dieser Satz stammt – ausgerechnet – von John Grisham, und er hat recht. Wer hätte so viel überschüssige Fantasie, sich ein Schurkenstück wie Wirecard auszudenken? Wer würde es wagen, dem Publikum eine derart bizarre Betrüger-Story aufzutischen? Mit Gaunern, Geheimagenten und windigen Geschäftemachern, in den Hauptrollen zwei Österreicher an der Konzernspitze: ein selbsternannter Visionär als Vorstandschef, der Steve-Jobs-Darsteller Markus Braun, sowie Jan Marsalek, der James-Bond-Verschnitt ohne Schulabschluss. In den Nebenrollen: russische Söldner, asiatische Sexshop-Betreiber, angelsächsische Shortseller. Nur ist das keine Wirtschaftssatire, sondern echtes Leben, in Aschheim, dem rechtschaffenen hässlichen Gewerbegebiet vor den Toren Münchens. Zweifelsohne hat diese Story alles, was ein guter Film braucht: Geld, Gier, Größenwahn, Sex und Drogen, nicht mal mysteriöse Todesfälle unter Palmen fehlen.

Im Juni 2020 kracht Wirecard zusammen, ein Skandal einmalig in der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Nie zuvor ist ein DAX-Konzern pleite gegangen, nie zuvor wurde ein Manager dieser Liga von Interpol mit internationalem Haftbefehl gejagt wie Jan Marsalek. Milliarden sind verschwunden, Millionen Anleger wurden um ihr Geld gebracht.

Keine Frage, der Bankrott ist filmreif. Was für ein Stoff! Mit

diesem Gedanken im Kopf treffen wir im Sommer 2020 Nico Hofmann, Geschäftsführer der Filmproduktionsfirma Ufa, sowie seinen Produzenten Marc Lepetit in Mainz, und besiegeln mit Handschlag das Filmprojekt: *Wirecard – der große Fake*. Der Bertelsmann-Konzern wird dazu seine »Content Alliance« anbieten; die Ufa-Filmgesellschaft, den TV-Sender RTL, die Magazine »Stern« und »Capital«. Erfolgsproduzent Nico Hofmann hat schon einen Filmregisseur im Kopf: Raymond Ley, ein Meister des Genres »Doku-Fiction«, bei der teils Zeitzeugen vor der Kamera aussagen, teils Schauspieler der ersten Güte Szenen nachstellen. Zum TV-Drama soll ein Buch zum Film entstehen sowie ein Podcast.

Für uns, die klassischen Zeitungsjournalisten, beginnt damit ein großes Abenteuer; Monate mit Unmengen an Akten und noch mehr Gesprächen. Wir wollen herausfinden, was für Menschen hinter dem Betrug stecken. Dazu sprechen wir mit den wichtigsten Akteuren – sofern nicht untergetaucht oder im Knast –, in Aschheim und Wien, in New York, Singapur und Manila. Wir interviewen Finanzprofis, geprellte Anleger und echte Kriminelle. Wichtigster melden sich, auch zweifelhafte Gestalten, die sich reinwaschen wollen: »Ich wurde getäuscht« – diesen Satz hören wir oft. Besonders Dreiste wollen aus ihren Verstrickungen noch finanziellen Nutzen ziehen und verlangen Geld, bevor sie reden.

Wir lernen aber auch manch mutigen Helden, manch tapfere Heldin kennen, ohne die der Betrug vielleicht bis heute unentdeckt geblieben wäre. Nicht jeder mag offen reden. Manche schämen sich, andere fürchten den Staatsanwalt oder aber Rache der Hasardeure: »Das sind böse Leute«, sagt ein ehemaliger Wirecard-Manager, »und nicht alle sitzen im Knast.« Auch dieser Mann vertraut sich uns nur im Schutz der Anonymität an. Wir sind um jeden froh, der Vertrauen fasst. Es kostet Über-

windung, an den Skandal und die eigene Rolle darin erinnert zu werden. Aus LinkedIn-Profilen verschwindet der Arbeitgeber Wirecard schneller, als man gucken kann, der Name der Firma ist ein Makel. »Kontaktieren Sie mich nie wieder!«, schreibt ein früheres Vorstandsmitglied mit drohendem Unterton.

Gewiss, das Ergebnis liegt von Anfang an vor uns: Wirecard pleite, die Milliarden zum Teufel. Der Schaden ist da, die Schuldfrage aber längst nicht geklärt. Bandenmäßiger Betrug lautet der Vorwurf der Staatsanwälte. Wem genau was konkret nachzuweisen ist? Die Suche nach der Wahrheit gestaltet sich schwierig, wie es generell eine komplizierte Sache ist mit der Wahrheit. Uns kommt ein Zitat von Martin Walser in den Sinn, das der Schriftsteller uns vor Jahren am Bodensee mit auf den Weg gab: »Nichts ist ohne das Gegenteil wahr.« Die eine objektive Wahrheit ist nicht mehr als eine Fiktion, wir tasten uns heran, ohne voreilige Schlüsse. Die Guten und die Bösen sind nie eindeutig voneinander zu trennen, alle Augenzeugen liefern mit ihrer Schilderung zugleich eine Deutung mit. Alle waren dabei, alle haben das Gleiche gesehen, nur eben mit anderen Augen und anderen Absichten. Heute noch bewundern manche ihren Chef Markus Braun, sie weigern sich, in ihm einen Verräter und Betrüger zu sehen. Selbst der untergetauchte Marsalek hat noch seine Fans. »Für den Jan lege ich meine Hand ins Feuer«, sagt eine Mitarbeiterin. Solange niemand verurteilt ist, gilt die Unschuldsvermutung. Die reine Chronologie ist erzählt, die großen Schandtaten aufgedeckt, ein Verdienst nicht zuletzt der *Financial Times*. Uns geht es mit diesem Buch um die große Geschichte, das ganze Drama, den Antrieb der Protagonisten und ihre Abgründe, die Verwicklungen der Politik wie die Folgen für die Gesellschaft. Entstanden ist ein Psychogramm, das Psychogramm eines Jahrhundertsskandals. Allen Beteiligten gilt

unser Dank, oder um mit Jan Marsalek zu sprechen: Es war uns ein Volksfest, und Ihnen allen viel Vergnügen!

Der große Fake

Der Wirecard-Skandal ist in vielerlei Hinsicht einzigartig: Noch nie ging ein Unternehmen pleite, das das DAX-Gütesiegel trug, noch nie wurde ein DAX-Vorstand von Interpol als einer der meistgesuchten Verbrecher gejagt, noch nie in der deutschen Wirtschaftsgeschichte waren so dreiste Betrüger am Werk. Um die Bestrafung der Schuldigen kümmern sich die Gerichte und ein Untersuchungsausschuss im Bundestag, wir stellen die Frage nach dem Wie und dem Warum: ohne Motiv kein Verbrechen. Zu den gängigen Antriebsfedern gehören Geld, Macht und Sex. Alle drei treten hier zutage. Fangen wir mit dem an, was sich am einfachsten darstellen lässt, mit der exakt messbaren Größe – dem Finanziellen oder besser gesagt der Beute.

So simpel ist die Rechnung freilich nicht, sonst würden in der öffentlichen Debatte nicht so viele Zahlen kursieren und munter durcheinandergewürfelt. Mal werden drei Milliarden Euro Schaden diagnostiziert, dann 1,9 Milliarden, dann mehr als zwanzig. Von erfundenen Milliarden ist die Rede, von verschwundenen Milliarden, von verbrannten und vernichteten Milliarden – ja, was denn nun? Was nie existiert hat, kann sich nicht in Luft auflösen und auch nicht verbrennen. So viel ist klar.

Also, worin genau bestand eigentlich der Betrug, von dem die Staatsanwälte in ihren Haftbefehlen ausgehen? Wer wurde geprellt, und wie hoch ist die Beute? Ganz wichtig: »Beute« be-

deutet nicht dasselbe wie »Schaden«. Was sich die Halunken in diesem Schurkenstück unter den Nagel gerissen haben, also die Beute, ist weit geringer als der Schaden, der insgesamt angerichtet wurde.

Bei allen Lügen, die Protagonisten des Skandals verbreitet haben, in einer Sache haben sie recht: Zahlungsabwicklung ist ein Wachstumsgeschäft. Je mehr wir im Internet bestellen, buchen oder handeln, desto mehr Geld wird dafür transferiert. Das muss jemand erledigen. Und Wirecard war früh dabei, schon Ende der 1990er-Jahre, als Mittler zwischen uns Kunden und dem Kaufmann, der uns beliefert, mit was auch immer. Als Gegenleistung erhält der Zahlungsabwickler von den Shops eine Gebühr, je höher das Ausfallrisiko, desto höher die Marge. So weit, so seriös.

Die in Verdacht stehenden Wirecard-Betrüger jedoch haben in großem Stil Umsätze erfunden, die es nie gegeben hat. »Gewerbmäßigen Bandenbetrug« nennen das die Staatsanwälte in den Haftbefehlen. Dazu kommen diverse Gaunereien, allesamt Rand- und Folgeerscheinungen dieses Schwindels, wie Untreue, Marktmanipulation, Bilanzfälschung. Daneben poppt von Anfang an immer wieder der Verdacht der Geldwäsche auf: Devisen aus illegalen Quellen, verbotenen Pornoseiten, Glücksspiel und Waffenhandel, die in den regulären, sauberen Geldkreislauf eingespeist werden. Die Wirecard-Bücher jedenfalls wurden den großspurigen Visionen der Chefs angepasst. Das Geschäft, das sie ausposaunt und ausgewiesen haben, existiert in erheblichem Ausmaß nur in der Fantasie. Und wer keine echten Umsätze erzielt, erhält dafür logischerweise auch kein echtes Geld als Einnahme, geschweige denn erzielt er so hohe Gewinne, wie Wirecard behauptet hat.

Bezogen auf den konkreten Fall heißt das: Die angeblich prall gefüllte Kasse ist am Ende leer. Die zwei Milliarden Euro

Vermögen, die laut den Büchern auf Konten in Manila gelegen haben sollen, waren Fake: Nur ein paar kümmerliche Euro davon existieren tatsächlich. Der Rest war großes Illusionstheater. Mehr als ein Viertel der Bilanz – schlicht und einfach erstickt und erlogen. In Wahrheit hat das Unternehmen nicht permanent sein Vermögen gemehrt, sondern seit Jahren Verluste geschrieben. Laut Insolvenzbericht fehlen 3,2 Milliarden Euro, das Geld sei »wahrscheinlich verloren«, sagt Insolvenzverwalter Michael Jaffé. Als er im Sommer 2020 seinen Job in Aschheim antritt, »verbrennt« das Unternehmen Woche für Woche weitere zehn Millionen Euro.

Die Beute ist nun das Geld, das sich die Manager dank ihres Zahlen-Blendwerks erschwindeln und abzweigen konnten. Der Konzern hat Milliarden eingesackt, von den Banken, die ihnen Kredite gewährt haben, sowie den Investoren, die ihnen mittels Anleihen Geld geliehen haben. Der große Fake war Voraussetzung dafür, dass diese Gelder geflossen sind. Mit einem ehrlichen Zahlenwerk wären die Gläubiger weit weniger großzügig gewesen. Sie haben die Milliarden an Wirecard nicht für kriminelle Hirngespinnste verliehen, sondern weil sie glaubten, das Wachstum eines künftigen globalen Champions zu finanzieren und das Geld ganz sicher samt Zins und Zinseszins eines Tages zurückzubekommen.

So erhält Wirecard beispielsweise Anfang 2019 von einem Bankenkonsortium (darunter finden sich illustre Namen wie ABN AMRO, Commerzbank, ING sowie die Landesbank Baden-Württemberg) eine Kreditlinie über 1,75 Milliarden Euro. Im Herbst 2019 gibt die japanische Softbank eine Wandelanleihe über 900 Millionen Euro.

Erst mal ist dieses Geld an das Unternehmen geflossen, um weiteres Wachstum zu ermöglichen, nicht unmittelbar an die Manager. Doch die Gauner wissen einen Weg: Das Geld wird

zur Beute, weil sie es nach und nach, Millionen für Millionen, aus der Firmenkasse entwenden und auf private Konten oder in die Firmenschatullen guter Freunde und Verbündeter verschieben. Wie genau sie das angestellt haben, werden wir in den folgenden Kapiteln schildern, nur so viel: Es braucht dazu ein erhebliches Maß an krimineller Energie und verschachtelter Strukturen, dazu etliche Komplizen und Strohmänner (was die Beute des Einzelnen entsprechend mindert).

Ein weiteres Motiv liegt auf der Hand: Die betrügerischen Manager konnten dank der schwindelerregenden Erfolgswahlen ihr Gehalt hochschrauben, schließlich leiteten sie keine lausige Pommies- oder IT-Bude, sondern einen DAX-Konzern, da sind üppige Löhne üblich. Nicht zu vergessen Ruhm und Ehre, die dadurch abfallen – ein nicht zu unterschätzender Anreiz: Ein DAX-Vorstand erfährt eine andere Wertschätzung als der Frittenbudenbetreiber oder der Chef der unscheinbaren IT-Butze.

Unschätzbar wertvoll ist manchem das Gefühl, als großer Held der Wirtschaftswelt durch die Gegend zu laufen, im Fall von Wirecard gar als Deutschlands Antwort auf die Genies im Silicon Valley. Diese Bewunderung hat zweifellos ihren Reiz. Und ermöglicht einem Wirecard-CEO auf dem Wiener Opernball eine Loge in der Nähe der Kaiserloge, eine der höchsten Ehren, die einem in der feinen Wiener Gesellschaft zuteilwerden kann. Weit höher als die Beute ist, wie gesagt, der angerichtete Schaden: Durch die betrügerische Pleite verloren all jene Geld, die als Lieferanten oder sonstige Geschäftspartner Ansprüche gegenüber Wirecard hatten. Geschädigt sind obendrein all jene, die im Vertrauen auf die Ehrbarkeit des Unternehmens Aktien gekauft haben. Da gelangen wir schnell zu ganz anderen Beträgen, an dem Punkt ist die Rechnung einfach: In der Spitze, rund um den Aufstieg in den DAX im Herbst 2018, hat die Börse Wirecard mit 24 Milliarden Euro bewertet, immerhin

so viel, wie Deutsche Bank und Commerzbank zusammen auf die Waage brachten. So viel waren alle Wirecard-Aktien zusammen zu dem Zeitpunkt wert, so reich durfte sich die Gesamtheit aller Aktionäre fühlen, wenigstens auf dem Papier. Zum Jahreswechsel 2020/21 blieben gerade mal etwas mehr als 50 Millionen Euro übrig, also praktisch nichts. Die Aktie gehört längst zu den Penny-Stocks, ist nicht mal mehr im Ein-Euro-Laden willkommen. Die Differenz zwischen Höchstwert und Nulllinie ist folglich der Schaden der Aktionäre. Wer zu Kursen um die 200 Euro gekauft hat, hat 200 Euro je Aktie eingebüßt. Das entspricht seinem persönlichen Verlust. Nun ist niemand vor einem Totalverlust an der Börse gefeit, das ist bitter, aber nicht zu ändern. Ein Unternehmen kann scheitern, an der Börse geht es deswegen mal rauf, mal runter, für den Schaden kommt niemand auf – es sei denn, und damit sind wir im konkreten Fall Wirecard, ein Betrug bildet die Grundlage für die ach so betörende Börsenstory. Deshalb können die geprellten Aktionäre versuchen, entschädigt zu werden, auch wenn die Wahrscheinlichkeit auf Wiedergutmachung äußerst gering ausfällt: Von wem sollen sie ihr Geld auch zurückholen? Die Firma ist pleite, das Privatvermögen der Übeltäter lässt sich gegebenenfalls konfiszieren, sofern man es denn findet, reicht aber bei Weitem nicht für solche Summen. 11.500 geprellte Anleger und Geschäftskunden haben beim Insolvenzverwalter mehr als 20 Milliarden Euro an Schaden angemeldet. So viel wird weder bei den Betrügern zu finden noch bei den Wirtschaftsprüfern als möglichen Mitschuldigen an dem Skandal herauszuschneiden sein.

Wie immer aber gilt: Das Geld, das der einzelne Käufer verliert, ist nicht weg, es haben nur die anderen: All jene, die so klug waren, ihre Anteile rechtzeitig zu verkaufen. Sie sind so gesehen Profiteure des Wirecard-Betrugs, ohne dass sie des-

wegen kriminell wären, erst der Betrug eröffnete ihnen die Chance auf gewaltige Spekulationsgewinne. Denn der Kurs bewegte sich nicht nach oben, weil Wirecard so großartig in der Wirtschaftswelt zu reüssieren wusste, sondern weil dahinter ein einziger Schwindel stand. Die erfundenen Einnahmen und Gewinne waren es, welche die Fantasie der Anleger entfachten und schließlich dazu führten, was als größter Finanzskandal der deutschen Börsengeschichte erhalten bleibt: der große Wirecard-Fake.

Die zweifelhaften Visionen des Doktor Braun

Aschheim, 18. Februar 2020, die Wirecard-Aktie steht bei 135 Euro, der Chef Markus Braun lässt auf sich warten. Er hat viel um die Ohren in diesen Tagen, hat geladen in sein Hauptquartier, um sich und die Wirren um seinen Konzern zu erklären, in einem Interview für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung. Der Mann hat Wirecard aufgebaut und damit ein Vermögen gemacht, wenigstens auf dem Papier ist er in jenen Tagen Milliardär und zweifellos eine Ausnahmeerscheinung unter Deutschlands Managern in der ersten Liga, denn kein anderer Vorstandsvorsitzende eines im DAX gelisteten Titels ist gleichzeitig auch Großaktionär seines Konzerns. Keiner sitzt länger am Ruder, keiner ist – scheinbar – derart unantastbar. Vor allem aber: Keiner hat mehr zu kämpfen mit dem Ruf seiner Firma, und Braun hat ordentlich zu tun mit seiner Skandalnudel Wirecard: Geldwäsche, Bilanzfälschung, aufgeblähte Umsätze – alle diese Verdachtsmomente kursieren bereits seit Monaten und sogar Jahren. Alles Humbug aus der Sicht von Markus Braun, der mit seiner Sicht der Dinge kontert, in Gewinnkurven verpackt: Umsatz? Rapide wachsend. Gewinn? Rapide wachsend. Gewiss, all das lässt sich für den geübten Bilanzjongleur frisieren, so führt er aus, um jede Kritik von vornherein zu entkräften. Eine einzige Zahl aber lügt nie, lernt jeder BWL-Student, und das ist der Kassenstand, so greift Braun

als Höhepunkt der Darbietung zur alles überragenden Folie: der Bestand an Cash, die liquiden Mittel. Auch rapide steigend. Heißt nichts anderes: Was soll das mit all diesen Anschuldigungen? »Ungerechtfertigte Vorwürfe« seien das, »Behauptungen interessierter Seite«, »schlicht falsch«, so redet er an diesem Mittag, in einem seiner raren Treffen mit Journalisten. Medien meidet er, außer wenn es gilt, Image und vor allem Aktienkurs zu retten. Und so steht es um ihn, in diesen Anfangswochen des Jahres, als die Vorwürfe gegen Wirecard immer heftiger auf ihn einprasseln.

Äußerlich ungerührt lässt er die Kritik in der Konzernzentrale in Aschheim an sich abprallen, »davon lassen wir uns weder ablenken noch aufhalten«, sagt der Mann im dunklen Rollkragenspullover, einer im Silicon Valley abgeschauten Marotte. Für wärmere Tage hat er angeblich Kurzarm-Exemplare im Schrank, so erzählen sie augenzwinkernd in seinem Umfeld. Einmal Steve Jobs, immer Steve Jobs.

Die Helden im Silicon Valley, das sind seine Helden, daran lässt er keinen Zweifel, deren libertäre Ideen sind seine Ideen. Damit sympathisiert er, daran nimmt er sich ein Beispiel, imitiert deren Stil. »Der hat irgendwann beschlossen: Ich bin Steve Jobs, ich bin Elon Musk«, erklärt ein Marketingmann aus der zweiten Reihe, »in dieser Rolle war er gefangen.« Zur Inszenierung gehört eine gewisse Unnahbarkeit, was ihm von wohlwollenden Mitmenschen als »autistischer Zug« ausgelegt wird, vom Rest schlicht als Größenwahn, als Arroganz gegenüber dem bedauerlichen Rest der Menschheit, die an seinen Intelligenzquotienten – leider, leider – nicht annähernd heranreicht. In der täglichen Praxis zeigte sich das in Meetings, die sich so absurd gestalten, dass Braun einzelne Teilnehmer schlicht nicht wahrgenommen hat, wie Augenzeugen berichten: »Er hat durch die Leute ihm gegenüber durchgeschaut.« So kommt

es zu aberwitzigen Szenen. So berichten Wirecard-Mitarbeiter, dass Adressat Braun bei Präsentationen offenkundig so abwesend beziehungsweise mit seinem Handy beschäftigt gewesen sei, dass der Untergebene irgendwann innehielt und – als immer noch keine Reaktion vom Chef kommt – den Raum verließ, wiederum ohne jede Reaktion. »Solche Vorfälle waren keine Ausnahme«, heißt es.

Zu Brauns Silicon-Valley-Verständnis von Authentizität gehört, dass er meist frei redet, auch auf Bühnen. Das mediale Training mit ihm sei ein ziemlich sinnloses Unterfangen, müssen seine diversen Berater feststellen, und seine Ignoranz lässt seine Zuarbeiter regelmäßig verzweifeln. Ob sie ganze Reden verfassen oder Stichworte aufschreiben, ihm ist es egal, er spricht frei, auch wenn er in der Regel die immer gleichen Floskeln verwendet. »Es gibt keine Staatsgarantie auf Wohlstand«, das ist ein typischer Satz des Mannes, der den »herausragenden Unternehmergeist« der Silicon-Valley-Gründer bewundert: »Die Welt ist unternehmerischer geworden. Das ist ein Fortschritt, Millionen Menschen wurden aus dem Elend befreit, es gibt keinen Grund für Ängste, auch nicht vor Digitalisierung oder maschinellem Lernen.«

Der Wirtschaftsinformatiker Braun, ein Nerd mit Brief und Siegel und Dokortitel, konnte sein Gegenüber schwindlig reden mit seinem Tech-Vokabular aus den Tiefen des digitalen Raums, wenn er wollte. Niemals konnte es ihm visionär genug sein. Je luftig-abgehobener, desto besser, und ach wie schnöde sei doch dieses platte Geldverdienen, wenn es doch um die ganz großen Dinge geht!

So gelingt es ihm, die Wirklichkeit ein Stück auf Distanz zu halten, sich zu präsentieren als der intellektuelle Überflieger, weit entrückt vom Tagesgeschehen. »Ich schaffe es nie, nur ein Buch zu lesen, lese immer mehrere gleichzeitig«, tönt Braun auf

der Bühne eines befreundeten Wiener Verlegers, und natürlich führt sich so jemand wie er keine Krimis oder Unterhaltungsliteratur zu Gemüte. Nein, August von Hayek, Säulenheiliger des Neoliberalismus, muss es schon sein, dessen Standardwerk *Der Weg zur Knechtschaft* Braun bei jenem Auftritt als seine momentane Lektüre nennt. Dazu serviert er heiße Techi-Kost: *The book of Why* von Judea Pearl, »in dem es um den Unterschied zwischen Korrelation und Kausalität geht.« Wie zufällig träufelt er, der Wiener Bildungsbürger, bei passender Gelegenheit seine Leidenschaft für die klassische Musik ein: »Für die Geige habe ich leider keine Zeit mehr, aber meine Vorliebe für die Oper habe ich mir bewahrt.«

Die Begeisterung für die Oper ist echt, zumal sie Braun mehr bedeutet als Musik. Der Standort der Loge in der Wiener Staatsoper entscheidet über den gesellschaftlichen Rang in Österreich. Braun belegt, so heißt es, die Loge Nummer zehn, ein Platz fast in Reichweite zur Kaiserloge, dem Gipfel des Renommées nahe, sehr viel mehr kann ein Normalsterblicher in Wien nicht erreichen. Das ist ihm wichtig. Richard »Mörtel« Lugner, dieser Emporkömmling an Bauunternehmer und ein Promi auf dem Wiener Boulevard, sitzt nur in Loge 18: Und was macht der für ein Bohei mit seinen aus Hollywood eingeflogenen Begleiterinnen auf dem Opernball. Braun nimmt sich dagegen vornehm aus, als wahrer Kenner der Kunst.

Sehr viel mehr als diese Plaudereien über die Musik beziehungsweise Oper sind nicht aus ihm rauszuholen, von Small Talk ganz zu schweigen. Selbst Profis in dem Genre, wie Promi-Wirt Michael Käfer, ein Charmeur aus Profession, scheitern daran, mit ihm warm zu werden. Das entspannte, wohlthuende Geplänkel, Münchner Bussi-Bussi mit Trachtenjanker, wie es Käfer mit Stammgästen meisterhaft zelebriert, ist mit Braun, seinem Nachbarn in Bogenhausen, nur schwer möglich. »Außer

klassischer Musik ließ er keine privaten Interessen durchblicken«, bestätigt ein Aufsichtsrat aus seinen Treffen mit dem Vorstandschef. »Gespräche drehten sich fast ausschließlich ums Geschäft, um Investment und Aktienkurs.« Wenn er Emotionen zeigte, zielten sie meist auf einen vierhundert Kilometer entfernten Ort ab, auf Wien, sein eigentliches Zuhause auch in den Münchner Jahren. »Braun wirkte zu 100 Prozent authentisch, wenn er von Frau und Tochter sprach, das war ihm emotional sehr wichtig«, berichtet ein Weggefährte. Und selbst das ist zu hinterfragen: Waren Romantik und Treue womöglich so volatil wie der Aktienkurs? Genau weiß man das nicht. Aber wäre dies ein Film, könnte jetzt im Dunkel der Nacht eine schwere Limousine vorfahren, es würde ein gehetzter Topmanager aus dem Fond aussteigen und einen entspannten Abend mit Escortdamen verbringen.

Ob das Vergnügen nun 4.000 oder 6.000 Euro kostet, muss diesen Protagonisten nicht weiter interessieren. Die Rechnung gibt er dem Chauffeur, der regelt das. Und in der Ferne sitzt die Ehefrau, die von den regelmäßigen Eskapaden irgendwann erfährt, sich aber nicht darum schert: Das ist der Preis für ihr Leben in der High Society, so sind die Gepflogenheiten in der besseren Gesellschaft.

Wie schwer sich Markus Braun ansonsten mit menschlichen Regungen tut, zeigt sich, als er im Frühjahr 2020 von seinem Wiener Verleger-Freund eingeladen wird, virtuell vor Gästen über seine persönliche Sicht auf die Corona-Pandemie zu reden. Die anderen Talkgäste auf dem virtuellen Podium erledigen das routiniert, geben sich nett und besorgt. Braun driftet immer wieder ab in seinen seelenlosen Digital- und Tech-Sprech. Selbst Gedanken zu so etwas Elementarem wie dem Tod münden bei ihm in hölzerne Phrasen (»Wie gehen wir damit um, wenn sich sozusagen die Lebenserwartung verändert?«), banalste Dinge

dagegen bläst er zu Weisheiten auf (»Die Krise ist ein globaler Moment«), nicht ohne seine marinierte Lieblingsfloskel hinterherzuschieben: »Das finde ich einen schönen Gedanken.«

Der Mann scheint mit sich im Reinen zu sein, wenn er abheben kann in luftige Höhen, getragen von seinem Glauben an den technischen Fortschritt. Die Reden sind durchsetzt von philosophisch angehauchtem IT-Kauderwelsch. So leben wir als Menschheit derzeit in der »paradoxen Situation«, dass wir die »Gleichzeitigkeit verschiedener Optimierungsmodelle unter fast absoluter Ungewissheit erleben, was fast unmöglich ist«. Deshalb müssen wir jetzt, so erklärt uns Dr. Markus Braun, »den Antagonismus der Gleichzeitigkeit« aushalten. Oder noch so ein Beispiel: »Mensch versus Wirtschaft – letztlich ist das ein Kreislauf. Wir haben eine dualistische Sicht, die Asymptoten laufen zusammen.« Selbstredend, so Visionär Braun, müsse man das alles »ganzheitlich sehen«. Wer möchte ihm da widersprechen, vor allem da niemand weiß, was er mit »alles« meint?

Je visionärer, desto vager. Wozu sich mit konkreten, nachprüfbaren Zahlen aufhalten? Solange da ein Selfmade-Milliardär steht, der dieses Zeug verzapft, kommt er mit der Rhetorik durch, die Gläubigen hängen an seinen Lippen, mit ihm reich gewordene Aktionäre schießen auf der Hauptversammlung Selfies mit ihrem Helden.

Die Zweifler verdrehen allenfalls die Augen über den skurrilen Doktor der Wirtschaftsinformatik mit den Ösi-Anklängen, so sind sie halt, die Nerds mit ihren Schrullen. Aber es gibt keinen Hofnarren, der es wagt, seine Stimme zu erheben und zu schreiben: Der König ist nackt. Oder schlimmer gar: Der König ist kriminell.

Am Ende aber dreht sich nicht mehr alles um Bits, Bytes und all den ganzen Business-Bullshit, sondern um Lüge und Wahrheit und somit um die Existenz: von Wirecard und damit auch

von ihm als Kopf und gewichtigstem Eigentümer. In dieser Doppelrolle zieht Braun im Frühjahr 2020 in die entscheidende Schlacht. Ist sein Konzern Opfer von Verleumdungen oder eine zwielichtige Bude, eine »Schande für den DAX«, wie die F.A.Z. kommentiert, die in der Beletage der deutschen Aktientitel nichts verloren hat? Das ist die Frage, sie sollte sich in den nächsten Tagen klären, als wir uns in Aschheim treffen.

Die Schlachtordnung in jenen Tagen stellt sich – aus seiner Sicht – folgendermaßen dar: Braun und seine tapfere Truppe müssen sich seit Jahren der Spekulanten erwehren, seine Gegner lauern im Halbdunkel des Kapitalmarktes; Hedgefonds und Leerverkäufer, die auf den Absturz von Wirecard gewettet haben, gieren nach schmutzigen Geschichten, ob nun echt oder fingiert, aus dem Innersten des Konzerns, lokalisiert meist in Niederlassungen im fernen Singapur oder schillernden Dubai, wo auch ein deutscher Staatsanwalt nur mäßig durchblickt. Regelmäßig bricht nach entsprechenden Schlagzeilen der Aktienkurs ein, regelmäßig schießt er in dem Moment wieder nach oben, wenn (angeblich) entlastendes Material auf den Tisch kommt.

Zumindest eine Tatsache ist unstrittig: Gegen keinen deutschen Konzern wird in diesen Tagen mehr gewettet. Und wie immer kann am Ende nur eine Seite gewinnen, was nichts anderes heißt: Irgendjemand verliert viel Geld. Entweder die Spekulanten, die auf Wirecards Untergang setzen, oder Braun mit seinen Getreuen, die nimmermüde ihre Wachstumsstory präsentieren und die Folien mit den entsprechenden Kurven aus dem Hut zaubern: Umsatz steil nach oben, Gewinn steil nach oben, der Kassenstand ebenso. Eine einzige Erfolgsgeschichte.

»Alles testiert – ohne Einschränkung«, betonen Braun und seine Leute ein ums andere Mal, sie haben in all den Vorjahren stets das Siegel von Ernst & Young erhalten, einer der großen

vier unter den Wirtschaftsprüfern. Das muss doch alles ordentlich ablaufen, sonst hätten die Besten der Besten doch wohl den Fehler hinter den Zahlen gefunden. Also keine Luftbuchungen, wie immer wieder gemutmaßt wird. Es geht in die Nachspielzeit, das bitterernste Spiel steht kurz vor dem Abpfiff, so viel zeichnet sich zu Beginn des Jahres 2020 bereits ab. Als Schiedsrichter fungieren auch diesmal wieder die Wirtschaftsprüfer, die seit Monaten schon die Bücher kontrollieren und ihr Urteil sprechen müssen. Im März, so heißt es zunächst, doch dann wird es April, und noch immer liegt kein Testat für das abgelaufene Geschäftsjahr 2019 vor. Und wie es im Juni dann ausgeht, ist bekannt. Anders nämlich als Braun bis zuletzt den Anschein erweckt, und zwar mit solch inbrünstiger Vehemenz, dass Freund und Feind sich wundern: Wie kann das sein? Was geht in so jemanden vor? Was ist das für ein Mensch? Bis zuletzt fordert er: »Wir müssen das Geld suchen«, wo allen Beteiligten längst klar geworden ist: Das Geld, die zwei Milliarden Euro, die auf philippinischen Treuhandkonten vermutet wurden, die gibt es nicht. Die sind nicht da. Und daraus ergibt sich natürlich eine Frage: Wieso weiß Mr Wirecard, CEO und Großinvestor Braun von all dem nichts? Oder weiß er es doch?

Zunächst die dürren Fakten über den Menschen: Markus Braun, Jahrgang 1969, wächst in Wien in einer bildungsbürgerlichen Familie auf, seine Mutter ist Lehrerin, sein Vater Direktor an einer Volkshochschule. Der Sohn studiert Wirtschaftsinformatik, allen musischen Ambitionen zum Trotz, danach wird er in dem Fach promoviert und verdient sich als Unternehmensberater die ersten Sporen. Als solcher zieht Markus Braun um die Jahrtausendwende nach München, es ist die Zeit, als auch in Bayern die New Economy tobt. Jede Menge Glücksritter sind unterwegs, tauchen auf, machen oder verlieren ein Vermögen und verschwinden wieder.

Braun hält durch, aus einer Klitsche in Aschheim macht er den DAX-Konzern Wirecard. So hat er es Jahre zuvor schon prophezeit. Seine Träume sind von Anfang an abenteuerlich, in seinen Visionen spielt die Klitsche, als sie tatsächlich noch eine Klitsche war, schon in der Liga von Siemens und SAP. 100 Milliarden Euro Börsenwert, wertvollster Konzern der Republik? Warum denn nicht? Der Mann hat Fantasie und prophezeit aus der hohlen Hand einen Aktienkurs von 400 oder 500 Euro. Wieder ist da niemand, der sich zu rufen traut: Seht her, der König ist nackt!

Die Umstände, unter denen er seine Ziele vorantreibt, sind waghalsig, Geschäft wie Gefährten nicht durchgängig vorzeigbar, die Kontakte reichen von Beginn an ins halbseidene bis kriminelle Milieu, und längst nicht alles gelingt, was der junge Entrepreneur anfasst. Im Archiv schlummern frühe Pleiten, etwa der Computerspiele-Firma 10tacle Studios AG, in der Braun dem Aufsichtsrat vorstand, oder unglückliche Investments wie in den Wettanbieter Happybet, bei der ein Geschäftsführer von einem Auftragskiller erschossen wird. Nicht gerade das Umfeld für den Feingeist, als der Braun sich später gerne sieht.

Sein Umzug von Wien nach München hatte er der Beratungsgesellschaft KPMG zu verdanken, ausgerechnet jene Wirtschaftsprüfer, die später wesentlich zu seinem Untergang beitragen sollten. Brauns Auftrag besteht im Jahr 2000 darin, einer komischen Firma, deren wirtschaftliche Perspektive völlig unklar ist, auf die Sprünge zu helfen: »Wire Card«, damals noch in zwei Worten getrennt. »Damals waren hier dreißig oder vierzig Leute«, wusste Braun zu berichten, »sich daran zu erinnern macht demütig.«

Wenn Mächtige, ob in Politik oder Wirtschaft, von »Demut« reden, ist stets Vorsicht angebracht, und hier ist die ostentative Demut ganz gewiss Teil der Braunschens Inszenierung. Das gilt

ebenso für sein Gehabe als schüchterner Nerd, der auch ganz anders kann, der Geschäftspartner harsch angeht, Untergebene mit seiner »Wirecard bin ich«-Attitüde einschüchtert – und so über Jahre ein kriminelles Treiben orchestriert, sofern man den Münchner Ermittlern Glauben schenkt.

Die Staatsanwälte sehen in Braun den Kopf einer »streng hierarchisch« organisierten kriminellen Vereinigung, deren Geschäftszweck lautete: bandenmäßiger Betrug. Braun bestreitet alles. Nach wie vor sitzt er in Untersuchungshaft, das Verfahren gegen ihn läuft. Ein Urteil ist noch nicht gesprochen, aber seine ehemaligen gutgläubigen Mitarbeiter haben es bereits getan: »Wie konnte der Typ uns das antun, wie konnte er uns so enttäuschen?« Etliche seiner Jünger haben durch die Wirecard-Aktien ihre Altersvorsorge verloren, manche der engsten Mitarbeiter haben sogar ihr Elternhaus im Glauben an ihn verpfändet. Alles weg. Alles verloren.

In guten Zeiten haben sie Braun in Aschheim »Gott« genannt, daraus spricht der andächtige Respekt vor dem vermeintlich genialen Strategen ebenso wie die Furcht, dem grollenden Zorn des Alleinherrschers ausgesetzt zu sein. Braun ist Wirecard. Er allein bestimmt die Regeln. Aus purer Gewohnheit fühlt und benimmt er sich wie Mr Wirecard: »Wirecard bin ich – das war sein Habitus.« In diesem Punkt stimmen die Erzählungen von Freund und Feind ausnahmsweise überein.

Glücksspiel und Sex sind das Gewerbe, in dem Wirecard von Anfang an sein Geld verdient, mit den einschlägigen Online-Seiten, deren Kundschaft im wahren Leben im Rotlichtmilieu verkehrt.

Dies mag schwer vereinbar erscheinen mit dem Sensibelchen Braun, dem die Tränen in der Oper kommen (noch so eine von ihm sorgsam verstreute Anekdote), er kriegt aber beides unter einen Hut – Opernklänge und Oralsex im Porno-Business,

indem er mit seiner libertären Sicht auf die Gesellschaft argumentiert: »Das ist Marktwirtschaft«, entgegnet er auf unsere entsprechende Vorhaltung. »Unsere Aufgabe ist es nicht, den Menschen vorzuschreiben, wofür sie ihr Geld ausgeben.«

Geschäftssinn verbündet sich so mit gesellschaftlicher Mission. Da trifft es sich vorzüglich, dass der Mann sich als Liberaler versteht, als Freidenker, der sich Amerikas Hardcore-Kapitalisten im Zweifel näher fühlt als den Bewahrern des europäischen Wohlfahrtsstaates. Wozu ihn also schelten, für all den Dreck und Schmutz, den der Kunde über seine Plattform bezahlt? Er sei nur der Dienstleister. Sein Konzern wickle den Konsum nur ab, so Brauns kühle Argumentation, als reiner Technologieanbieter, der die Zahlungen der Leute abbildet, »solange sich dies im gesetzlich erlaubten Bereich bewegt«. Das Wort Pornos kommt ihm nicht über die Lippen, bei ihm firmiert der Geschäftszweig konsequent unter »Erwachsenenunterhaltung« oder auch »adult entertainment« oder am liebsten schlicht unter »digitale Güter«.

Im Übrigen sei dieser Bereich kaum noch der Rede wert, so hat er es sich angewöhnt, die anstößigen Wurzeln seines Wohlstands kleinzureden: Das Online-Business mit Sex hätte sich eh erledigt, davon gebe es im Netz heute zu viel kostenlos, folglich sei damit kein Geld mehr zu verdienen, also werde kein digitaler Zahlungsabwickler mehr gebraucht. Glücksspiel und etwaige anrühige Geschäftsbereiche trügen keine zehn Prozent zum Umsatz von Wirecard bei, führt Braun aus. Auch diese Zahlen erweisen sich im Nachhinein als auslegungsfähig, um nicht zu sagen als gelogen. Die Realität sieht jedenfalls, so wird es das Publikum nach dem großen Knall erfahren, anders aus als die schöne Welt des Bezahlens, wie sie von Braun über Jahre gemalt wird, mit den wohlklingenden großen Namen von Aldi bis Amazon, die von ihm als Kunden angeführt werden, dazu all

die Fluglinien, Hotels und sonstigen Geschäftspartner bis hin zu Alipay, SAP und Telekom.

»Unsere Geschäftsbereiche spiegeln sehr repräsentativ wider, wofür online Geld ausgegeben wird«, spult Braun bei unserem Besuch an diesem Februartag in Aschheim routiniert sein Programm ab. So war es zu Anfang, so ist es heute, so besagt es die Legende. Nur dass Wirecard im Jahr 2020, dem Jahr des Exitus, an die 6000 Mitarbeiter beschäftigt und nicht mehr dreißig oder vierzig wie zwanzig Jahre zuvor, als Braun dazustößt. Das Grundprinzip ist stets dasselbe geblieben: Der Kunde bestellt Ware im Internet, Wirecard erledigt das Finanzielle; gibt dem Händler sofort sein Geld und übernimmt somit das Risiko für den Fall, dass der Kunde nicht zahlt. Dafür kassiert Braun eine Gebühr, aus der sich – in der Theorie wie auf seinen Folien – eine wahnsinnige Rendite errechnet, da die Milliarden an Geldströmen nur so durch das Internet fließen. Die Menge macht's. Die Börse steht auf solche heißen Storys, zumal Wirecard vier Mal (!) so rentabel ist wie die Konkurrenz. Wie immer ihnen das gelingt, Braun versteht es, die Investoren immer wieder aufs Neue zu verzaubern, er vermag es meisterhaft, »Kursfantasien« zu beflügeln, wie das unter Finanzprofis heißt. Dreißig Prozent Plus. Mehr Kunden, mehr Geschäft, mehr Profit. Keine Frage, der Mann hat Fantasie, womöglich mehr, als das Gesetz für einen ehrbaren Kaufmann zulässt.

Wenn Braun als Vorstandschef in die Zukunft blickt, ist nur der Himmel die Grenze: Werden heute acht Prozent der Umsätze im Netz digital bezahlt, sind die restlichen 92 Prozent das Wachstumspotenzial, erzählt er im Frühjahr 2020. Seine »Vision 2025« stellt die Welt in etwa so dar: Die Kassenstände in Läden und Supermärkten sind abgeschafft, der Kunde greift ins Regal und bezahlt mit einem Klick aufs Smartphone und seinen biometrischen Daten. Wenn er mag, wird nach Hause ge-

liefert. »Unsere Wertschöpfungskette wird sich massiv ausweiten«, prophezeit Braun, der auf seinen Computern live das Konsumverhalten der Menschen verfolgen kann: »Daraus lassen sich Wahrscheinlichkeiten errechnen, Prognosen erstellen zum weiteren Einkaufsverhalten.« All das sei Gold wert. Behauptet Braun. Und nebenbei wird irgendwann das Bargeld abgeschafft, nicht weil der Staat es verbietet, sondern weil der Kunde es so will. »Sieht er einen Mehrwert für sich beim digitalen Bezahlen, dann wird er auf Scheine und Münzen verzichten«, erklärt uns der Manager, keine vier Monate vor der Insolvenz.

Die Firma Wirecard, gerade flügge geworden und dem Halbstarckenalter entwachsen, ist in diesem Moment wertvoller als die Traditionskonzerne Lufthansa und Commerzbank zusammen. Gemessen am Börsenwert bewegt sich der DAX-Aufsteiger des Jahres 2018 auf Augenhöhe mit der einhundertfünfzig Jahre alten Deutschen Bank, der Markus Braun nach Feierabend in einem Beirat hilft, die modernen Zeiten zu verstehen. Bei der Annahme dieses ehrbaren Amtes hat in Braun wieder die Versuchung zum Visionär gesiegt, der Hang, den unglücklicherweise mit weniger Intellekt ausgestatteten Mitmenschen Lektionen zu erteilen, selbst wenn es sich um so furchtbar antiquierte Typen wie diese Banker handelt, über deren Schicksal er insgeheim – mittels einer feindlichen Übernahme durch Wirecard – längst schon verhandelt, wie später bekannt wird. Und die einst stolzen Deutschbanker lassen sich die Belehrungen über die Zukunft des Bankings vom Parvenü aus Aschheim sogar gefallen. Wieder findet sich niemand, der den Aufschrei wagt: Der König ist nackt. Der Ruf ertönt erst, da Braun schon in Untersuchungshaft sitzt.

Ein schrecklicher Absturz für einen, mit dem es das Schicksal zuvor so gut gemeint hat. Aus dem ehemaligen Wirecard-

Berater wird kurz nach der Jahrtausendwende rasch der Chef, dann der Miteigentümer der dynamisch wachsenden Firma. »Irgendwann wollte ich nicht mehr nur smarte Folien bauen und schlaue Vorschläge machen, sondern selbst ins unternehmerische Risiko gehen.« So hört sich das in der von ihm erzählten Heldengeschichte an. Braun wird erst Teilhaber, dann Großinvestor, schließlich Großaktionär. Ihm gehören »8,71 Millionen Aktien, sieben Prozent«, wie er im Februar 2020 sagt. Gegenwert in jenem Moment: etwas mehr als eine Milliarde Euro, je nachdem, wie die Börse ausschlägt.

Braun kauft nach eigenen Angaben über die Jahre wieder und wieder neue Aktien zu, oft auf Pump, als Bekenntnis zum Unternehmen, aber auch aus analytischer Erkenntnis: »Wirecard wird weiter wachsen, und das wird sich im Marktwert widerspiegeln.« Soll heißen: Wenn die Gegner besiegt, die bösen Gerüchte erst mal abgeschüttelt sind, geht's richtig los. »Alle Wachstumstreiber sind intakt; kurz-, mittel-, langfristig«, brüstet sich der Wirecard-Chef, der 2019, im Jahr vor der Pleite, gleich zweimal die Gewinnprognose erhöht hat. »Seit wir börsennotiert sind, sind wir im Schnitt um 30 Prozent jährlich konstant gewachsen. Das schaffen nicht viele.«

Wirecard, so wird es wenige Monate später der Insolvenzverwalter feststellen, schafft es nicht, diese Zielsetzungen in der Realität umzusetzen, sondern nur mithilfe krimineller Energie. Den Mann, der diese Fantasie der Börse entfacht, sie wieder und wieder befeuert, ficht das nicht an. Braun ist dem gewöhnlichen Manageralltag enthoben. Ein Kostenprogramm, verbunden mit Blut, Schmerzen, Tränen, um das Geschäft profitabler zu gestalten? Nicht mit Braun. »Das ist unsexy«, blafft er einen Berater an, so was machen Traditionskonzerne von vorgestern, doch nicht Visionäre wie er, der die Welt von der edlen Rückbank eines Maybachs betrachtet, in dem er sich durch die Welt

kutschieren lässt (Flugreisen, wenn nicht gerade ein Privatjet zur Verfügung steht, meidet er, so gut es geht).

Während der Woche wohnt der Wirecard-Chef in einem Münchner Altbau, gelb, mit hübschen Erkern und viel Stuck, nur ein paar Schritte entfernt von Feinkost Käfer. In der Tiefgarage, unter Laden und Restaurant, parkt sein Dienst-Mercedes. Abends bringt ihn sein Chauffeur, gleichzeitig sein Leibwächter, dorthin, morgens erwartet er seinen Chef, um ihn nach Aschheim zu fahren, Croissant und Kaffee für den Vorstandschef griffbereit. Braun ist dem Alltag so weit entrückt, dass er nichts selbst erledigen kann oder mag, »gar nichts«, wie es eine ehemalige Führungskraft schildert: Der Chef setzt sich niemals ans Steuer, weigert sich oft sogar, ein Taxi zu rufen oder den Knopf im Fahrstuhl zu drücken, so berichtet ein Augenzeuge, der in der Gondel zusteigt: »Braun schaut durch mich durch, guckt zu Boden, die Tür geht zu. Nichts passiert. Die Tür geht wieder auf. Tür geht wieder zu. Und so weiter.« Braun macht keine Anstalten, den Knopf zu drücken, sondern wartet, bis der Untergebene es schließlich tut. Gedeckt wird diese Anekdote durch die Erzählung eines Wirecard-Managers, der mit seinem Chef auf Dienstreise war: »Braun steht morgens in der Hotellobby und braucht ein Taxi. Er geht nicht vor die Tür, um eins anzuhalten, er bequemt sich auch nicht an die Rezeption, damit die ein Taxi ruft. Stattdessen ruft er sein Büro in Aschheim an. Seine Assistentin muss die Rezeption im Hotel verständigen, damit die das Taxi für ihn bestellt.« Diese Unselbständigkeit verfestigt sich zur Marotte eines Markus Braun, der über den Dingen schwebt, für den die Wagentür schon offen stehen muss, damit er direkt hineingleiten kann, ohne den Türgriff berühren zu müssen. Niedere Handgriffe sind offenbar unter seiner Würde, schließlich absolviert er das strapaziöse Managerleben hoch oben in der Business-Klasse, zehn, zwölf oder

vierzehn Stunden am Tag, von Termin zu Termin rauschend. Als »Mikro-Manager« titulierte ihn einer der vielen Berater, »für den Vorstandschef eines DAX-Konzerns befasste er sich viel zu sehr mit Details«.

Für das Netzwerken in deren Reihen hat Braun nichts übrig, in den einschlägigen Kreisen deutscher Topmanager, wo Geschäfte wie Karrieren verhandelt werden, ward er kaum gesichtet, sodass die Anführer der deutschen Wirtschaft nach der Pleite guten Gewissens sagen können: »Ich habe diesen Braun nie getroffen, bin ihm nie begegnet.« Beziehungen in die Berliner Politik aufzubauen, das überlässt der Wirecard-Chef anderen. Er macht sich nichts aus dem, was früher mal »Deutschland AG« hieß, das informelle Geflecht von Bankern und Konzernbossen, aus seiner Sicht wohl eine Welt von gestern, dem Untergang geweiht.

Er gehört nicht zu denen, die sich brav nach oben gedielt haben in einem Traditionskonzern, wo sie bräsig von Maß und Mitte reden. Nein, wie schon erwähnt, Brauns Helden sind die coolen Umstürzler aus dem Silicon Valley, im Zweifel rücksichtslose Hunde, natürlich ohne Krawatte. Da ist es fast schon Programm, dass der Rücken seiner Assistentin bis oben tätowiert ist. Nur eine Äußerlichkeit, gewiss, aber sie passt zur Allüre, um jeden Preis anders zu sein. In Aschheim haben sie auch keine Stäbe, die in herkömmlichen Konzernen dem Vorstand zuarbeiten. Solch professionelle Strukturen baut Braun nicht auf, ob aus Selbstüberschätzung, aus Schlamperei – oder aus der perfiden Erkenntnis, dass diese Mechanismen das kriminelle Tun stören könnten, doch das werden die Gerichte in München klären müssen.

Seine Heimat blieb all die Jahre Österreich, sein Bezugspunkt Wien. Braun behält dort seinen Hauptwohnsitz, dorthin pendelt er zu Frau und Tochter. Seine Frau Sylvia und er haben sich

kennen gelernt, da waren sie noch Kollegen; die Frau des Chefs hat bis zum Schluss ein Angestelltenverhältnis samt Betriebsausweis, auch wenn niemandem auffällt, was genau sie für die Firma von Österreich aus arbeitet. Gesehen wurde sie in Aschheim seit der Geburt der Tochter kaum mehr. Braun selbst verschwiemelt seine Aussagen zu dem Thema. Leidenschaftlich diskutiert werden dagegen die innenpolitischen Affären, die in Österreich traditionell reichlich vorkommen. Was dort aufpoppt, ist immer auch Thema in Aschheim. Das Ibiza-Video etwa, fraglos ein Highlight an Schmierigkeit, wird an der Wirecard-Spitze im Frühjahr 2019 ausgiebig debattiert, der Sturz des FPÖ-Vorsitzenden und Vizekanzlers Heinz-Christian Strache, übrigens derselbe Jahrgang wie Braun, erregt die Gemüter »mehr als so manches wichtige Geschäftsprojekt«, wie sich ein Augenzeuge erinnert. Die Bande von Vorstandsmitglied Jan Marsalek ins rechtspopulistische Milieu in Österreich bleiben – außerhalb dieses Zirkels – bis zuletzt verborgen. Erst nach dem großen Knall zeigt sich, dass die Wirecard-Protagonisten mehr als pure Beobachter waren: Braun und – vor allem – Marsalek mischten fröhlich mit in der Wiener Innenpolitik.

Markus Braun selbst hält es parteipolitisch zunächst mit den NEOS, die junge liberale Partei unterstützt er mit Spenden. Danach dient er sich der konservativen ÖVP von Jungkanzler Sebastian Kurz an, hilft auch hier mit Parteispenden aus und wird nach dessen Wahlsieg in ein Beratergremium berufen. Mögen dort auch visionäre Dinge verhandelt werden, der damit verbundene gesellschaftliche Rang scheint Braun wichtiger, wie es so oft in solchen Gremien der Fall ist, wenn die Politik sich mit der Kompetenz der Wirtschaft schmückt, und die Manager wiederum einen Zipfel von Ruhm und Macht der Regierenden abbekommen. Braun sucht seine Rolle in den tonangebenden Kreisen Wiens, nicht Berlins, und genießt es, wie ihn die Elite

